

44]

Jus und Recht.

Roman von Fred B. Gardt.

„Bitte — bitte.“ Justizrat Loffo war eine feine Röte in das Gesicht gestiegen, aber er sah den entschuldigenden Blick von Kommerzienrat van Borsch, dem sichtlich die heftigen Worte seines Veters peinlich waren; er räusperte sich, als ob er seinen Aerger hinunterschlucken wollte, der ihn aber doch etwas kratzte. — „Wie die Sache heute liegt, kann ich gar nichts tun, zunächst gar nichts.“ Und da er die Enttäuschung in Karl Henkels Gesicht las, fügte er hinzu: „Kollege Werner hat die Vernehmung der Mrs. Crighton vor dem beauftragten Richter in Montreux beantragt und läßt ihr bestimmte Fragen vorlegen. Das ist zunächst das wichtigste. Aber bis die Protokolle eingetroffen sind, bleiben wir alle zur Untätigkeit verurteilt. Leider!“

„Versprechen Sie sich denn etwas von der Vernehmung dieser Frau, Herr Justizrat?“

„Gar nichts und alles, Herr Henkel.“

„Bitte — wie?“

„Ich meine, Herr Kommerzienrat, einen Einfluß auf die Behandlung des Prozesses Dr. Werner seitens der Staatsanwaltschaft, verspreche ich mir von der Vernehmung nicht. Wenn die Staatsanwaltschaft einmal den Eklat der Verhaftung riskiert hat, hält sie die Verhaftung auch bis zur Hauptverhandlung aufrecht. Von einer nachträglichen besseren Einsicht kann bei dieser Behörde nicht die Rede sein, umsoweniger, da hier gewisse Unterströmungen bemerkbar werden, die ganz unkontrollierbar sind. Ich möchte Sie darüber nicht im Unklaren lassen, meine Herren, unser Freund bleibt in Haft und die Untersuchung kann sich noch längere Zeit hinziehen. Aber“ — und hier bekam seine Stimme einen zuverlässigen hellen Klang — „für die Hauptverhandlung verspreche ich mir sehr viel von der Vernehmung. Ich bin überzeugt, die Frau verwickelt sich in Widersprüche. Und dann beginnt unsere Arbeit.“

„Sie übernehmen wenigstens seine Verteidigung, Herr Justizrat? Das ist mir eine große Veruhigung.“

„Selbstverständlich, Herr Kommerzienrat. Ich habe das Mandat sehr gern übernommen und hoffe auf einen vollen Erfolg. Aber wir müssen uns alle in Geduld fassen.“

„Das ist recht hart für Frank.“

„Sehr hart, sehr hart, Herr Henkel.“ Und aufrichtiges Mitfühlen klang aus diesen Worten.

„Ich danke Ihnen sehr, Herr Justizrat, für die Auskunft, wenn sie auch zunächst recht wenig tröstlich ist.“ — sagte der Kommerzienrat van Borsch, der aufstand und dem Justizrat die Hand schüttelte. — „Ein Jammer ist es und Dr. Werner tut uns unendlich leid. Sie wissen gar nicht, wieviel dadurch zerstört wird.“ — fügte er leiser hinzu und sah verstoßen nach Wijnheer ter Linden, der noch abgewandt am Fenster stand.

Justizrat Loffo wiegte den Kopf, als ob er sagen wollte, doch, doch, ich habe feine Ohren. Dann sagte er laut: „Ich möchte mich jetzt zurückziehen, meine Herren, denn ich habe noch eine Konferenz mit Dr. Renker, der mit mir gemeinschaftlich die Verteidigung übernommen hat. Aber ich stehe Ihnen jederzeit zur Verfügung. Außerdem werde ich in acht bis zehn Tagen wieder in Dresden sein, wenn die Protokolle aus Montreux zurück sind und dann können wir uns ja wieder sprechen.“

„Danke sehr, Herr Justizrat.“

„Wenn Sie gestatten, begleite ich Sie noch eine Strecke,“ sagte Karl Henkel, der fühlte, daß Kommerzienrat van Borsch und Wijnheer ter Linden allein bleiben wollten — „wir haben denselben Weg.“ „Sehr gern.“

Die Herren verabschiedeten sich. Wijnheer ter Linden drehte sich am Fenster um und verbeugte sich zerknienlich, aber er sagte kein Wort. Justizrat Loffo und Karl Henkel gingen schweigend neben einander. Karl Henkel führte über den Fabrikdamm auf die andere Seite der Straße, an den Ansgen entlang. Hier waren nur wenige Menschen. „Ich glaube, Sie sind ein sehr guter Freund für Dr. Werner,“ unterbrach Justizrat Loffo das Schweigen.

„Den Menschen muß man lieb haben. Und ich nörgle nicht an ihm herum. Er ist so, wie er ist mit allerhand Vorstien und Ecken. Aber eine Persönlichkeit, ein ganzer Kerl. In solchen soll man nicht deuteln und allerhand bürgerliche Vorsichtigkeit und Behutsamkeit verlangen.“

Justizrat Loffo lächelte, er wußte, worüber sich Karl Henkel noch nachträglich ärgerte. Auch er hatte erst nach vielen Jahren und mancher Enttäuschung eine wohlgeordnete Ruhe erkämpft und blieb doch in Grunde seines Wesens eine Kampfnatur und fühlte sich darum mit Dr. Werner wesensgleich. Deshalb sagte er, und unterdrückte eine nichtsagende Antwort: „Solche Fälle sind überaus traurig und dabei gar nicht so vereinzelt, wie die Fernstehenden glauben. Wenn das Publikum wüßte, wie es in der Justiz zugeht! Welche ungeheuerliche Urteile gefällt werden, wie Hunderte und Tausende jährlich vernichtet werden, eines bösen Phantoms wegen; wie machtlos man den Uebergriffen der Staatsanwaltschaft ausgesetzt ist, wie in den Zeiten der schwärzesten Reaktion, welchen brutalen Exzessen der Polizei, — — dann gäbe es Revolution. Es ist unglaublich, daß ein Volk von achtundsechzig Millionen arbeitsamer und intelligenter Menschen solche Zustände erträgt. Dieser wenig höfliche Wijnheer ter Linden hat ganz recht. Bei uns weht eine unfreie Luft. Nur erhebt sich bei mir jedesmal der Widerspruch, wenn das Ausland kritisiert. Und ich glaube an eine Reform der Justiz, ganz besonders der Strafrechtspflege. Die Anzeichen hierfür mehrten sich. Der Boden trägt reife Keime. So geht es ja auch nicht weiter. Die Rechtspflege ist der Barometer der Kultur. Und unser Barometer weist auf Sturm. Und der muß kommen, der Sturm, der den Formalismus, das Lebensabgewendete unserer Rechtsprechung hinwegfegt und den Samen für neue Formen bringt. Wir haben schon einsichtsvolle Richter, die unerschrocken die Finger auf die Wunde legen. Aber, bis die Wunden ausgebrannt sind, werden noch Tausende vernichtet und verkrüppelt werden, von Staats wegen.“

„Wie Frank! Er ist zu früh geboren.“

„Nein! nein, zur rechten Zeit. Und er wird mitarbeiten an dem erprießlichen Werke der Strafrechtsreform.“

„Vielleicht als Krüppel, wenn er seine gebrochenen Glieder als warnendes Beispiel ausstreckt,“ meinte Karl Henkel schmerzlich.

„Sagen Sie das nicht, Herr Henkel. Das will ich gar nicht hören. Es ist ganz ausgeschlossen, daß er verurteilt werden könnte. Soweit sind wir Gottlob noch nicht. Und über die Erbitterung wegen dieser Vergewaltigung kommt er auch hinweg. Er ist so robust.“

Sie waren an dem Hause angelangt, in dem Rechtsanwalt Dr. Renker seine Kanzlei hatte, und Karl Henkel verabschiedete sich von Justizrat Loffo.

„Suchen Sie doch Ihren Freund auf in den nächsten Tagen.“

„Nein, Herr Justizrat, das kann ich nicht. Frank in der Umgebung zu sehen, mit ihm in Gegenwart des Untersuchungsrichters oder eines Gefängnisbeamten zu sprechen, das ist so widerlich — nein, das kann ich nicht. Und ich weiß, daß Frank mich versteht, wenn ich ihn nicht aufsuche. Ich glaube, er würde unter meinem Besuche leiden.“ — Karl Henkel hatte einen Ausdruck, als ob er mit bloßen Füßen in etwas Unappetitliches getreten wäre.

„Sie mögen recht haben. Dr. Renker sieht ihn fast täglich, und Sie können von ihm näheres erfahren.“

„Das tu ich auch. Dr. Renker klingelt mich jedesmal an, wenn er Frank gesprochen hat. Also auf Wiedersehen, Herr Justizrat.“

Karl Henkel ging, in trüben Gedanken verloren, nach seiner Wohnung. — — Nein, er wollte ihn so nicht sehen! Doch als er an einer Buchhandlung vorbeiging, trat er ein und suchte einige Bücher aus und ließ sie dem Bureauchef Meinhold schicken mit dem Auftrag, sie Dr. Werner zu übergeben. Es wäre ihm schon unangenehm gewesen, die Bücher direkt an seinen Freund zu adressieren. — Dr. Werner, Untersuchungsgefängnis — nein. Pfui Teufel!

Kaum hatten Justizrat Loffo und Karl Henkel das Zimmer verlassen, schritt Wijnheer ter Linden auf den Kommerzienrat zu und sagte ganz unvermittelt: „Wir werden morgen früh reisen, Herr Vetter.“ Wenn Wijnheer ter Linden

eine Absicht äußerte und keinen Widerspruch dulden wollte, oder einen Wunsch, der eigentlich ein Befehl war, wurde er außerordentlich höflich und griff gern zu altmodischen Worten und Redewendungen. Er nannte den Kommerzienrat stets mit Vornamen, aber das Zeremonielle „Herr Wetter“ war wie eine Schranke, die er ab und zu für gut hielt, zwischen sich und ihm aufzurichten.

Und Kommerzienrat van Bosh kannte zu gut seine Eigenart, um auch nur ein Wort gegen die Abreise zu sprechen. So begnügte er sich mit einem farblosen, höflichen: „Es tut mir leid, daß Ihr diesmaliger Besuch von so kurzer Dauer ist.“ — Und dann sagte er: „Wollen wir nicht zu den Damen gehen?“

„Einen Augenblick noch,“ — Mynherr ter Vinden war zwischen die Türe und Kommerzienrat van Bosh getreten — „ich möchte Sie um eins bitten. Sprechen Sie mit Gabriele, daß sie mich bei Ursula unterstützt. Ich kann diese Weinerei nicht vertragen. Und eine Frau kann Ursula besser zur Berufung bringen als ich, in dem sie jetzt ihren Feind sieht.“ — Und plötzlich kehrte sich sein zeremonielles Wesen in eine weiche Stimmung. Er fuhr mit der Hand über die Stirne. — „Sie versteht mich ja heute noch nicht und ich will ihr nicht weher tun, als nun einmal notwendig ist. Aber sie muß herausgerissen werden aus dieser Trübsal. Und das wird sie nicht einsehen. Sie möchte natürlich hier bleiben und jeden Tag Nachrichten von ihrem“ — er hüftelte — „von Dr. Werner erhalten. Aber das geht nicht. Das ist vorbei.“

(Fortf. folgt.)

Ein Kriegsfreund.

Herr Vönheim ist Besitzer eines besseren Hotels dort oben an der See in einem „fashionablen“ Badeort. Herr Vönheim ist außerdem Landweh-Unteroffizier oder dergleichen und Fahrenträger im Kriegerverein.

Herr Vönheim ist beliebt und gefürchtet. Denn gegen seinen gewaltigen Bierbaß kommt nichts und niemand auf. Die besten Argumente versagen gegenüber seiner Bruststimme.

Im Winter ist Herr Vönheim sein eigener Gast. Meist der einzige. Nur zuweilen findet sich noch der Schneidermeister Kieselberg und ein paar andere Bürger zum Stel ein.

Dann spielen und politisieren sie. Das heißt: Herr Vönheim spricht und die anderen hören zu. Sie sind weniger gut bei Stimme.

Außerdem wird Herr Vönheim leicht zornig, wenn ihm einer widerspricht. Und er donnert ihn einfach nieder. Kommt er aber auf die Friedensliebe der Regierung zu sprechen, dann wird er auch so zornig, ohne Widerspruch. Dann schwellen ihm die Adern auf der Stirn und seine Nase läuft blau an. Denn Herr Vönheim ist ein Kriegsfreund. Ein Kriegsfreund durch und durch. Und er verachtet jeden ganz offensichtlich, der das nicht so ohne weiteres anerkennen will. „Schlappschwänzigkeit das Ganze!“ sagt er. „Angstmeierei! Wenn ich an der Spitze stände, keinen Augenblick iät ich mich besinnen! Drauf und dran! Die halbe Armee nach Rußland, die andere Hälfte nach Frankreich, die Panzer auf England los! In drei Wochen haben wir sie unter. Höchste Zeit, daß wir losstöppern! Kinder!“ Hier reichte Herr Vönheim die Arme und legte zwei geballte Fäuste auf den Tisch. „Kinder, wenn ich das noch erleben sollt, daß es heißt: mobil! Kinder, ich schmiß sofort 'n Duzend Pullen Selt!“

Ein halbes Jahr später.

Der wunderbare Sommerabend geht eben vom Dämmern ins Dunkel über.

Herr Vönheim sitzt mutterseelenallein auf der blumengeschmückten Veranda seines Hotels und starrt sich von Zeit zu Zeit mit einem gewaltigen Kuschlud. Er qualmt wie ein Schornstein, rutscht nervös auf seinem Stuhl hin und her und stiert gedankenlos auf die Straße.

Schneidermeister Kieselberg kommt langsam heran.

„Nanu“, sagt er „janz alleene?“

„Komm rein, dann find's zweise.“

Kieselberg setzt sich zu ihm, läßt sich ein Glas Bier kommen und nachdenklich: „Ja, ja.“

„Nee, nee“, sagt Vönheim.

„Lass über die Leber gelooßen?“

Vönheim antwortet mit einer kurzen ärgerlichen Geste.

„Ja, ja.“ Kieselberg nickt nach der Straße hin: „Alles wie dot.“

Und det nennt de Welt Hochsaison.“

„Hochsaison!“ Vönheim lacht verächtlich.

„Und es ließ sich so fein an,“ fährt Kieselberg fort. „Das Wetter, Mensch! Wie vom Herrjott extra für uns gemacht. Der Abhalt in Berlin weech wie Schweineschmazz und alles die Zunge aus'm Hals vor Hitze. Wasser! Wasser! Schrei'n se. Wir haben's hier. Und se sind ja ooch gekommen. Regimentweise. Mit Had und Bad. Und haben sich die Sohlen nach 'ner Herberje durchjeloopen. Mensch!“ Kieselberg muß lachen. „ne lumpige Bodenlammer hab' id for zwanzig Mark die Woche vermiet'. Puß. Jedes Loch jestoppt voll. „Und —“

„Sei bloß stille, Kieselberg!“ Vönheim nimmt einen mächtigen Schlud und würgt eine Weile daran. „Sei mir haben se für drei Mark die Nacht aufs Billard geschlafen. Und die erste Etage knüppeldick voll von Desterreichern und Russen. Feine Zahler! Guden die Rechnung kaum an. Und mittags und abends hier“ — sein Blick streift die Stunde — „kein leerer Stuhl. Wein und Selt beinaß auf jedem Tisch. Das scheffelt. Und nu?“ Er deutet mit einer Kopfbewegung die Leere an. „Du und id mit zwoei Schnitt Bier.“ Er lacht höhnisch.

„Ja,“ sagt Kieselberg und zuckt mit den Achseln. „Ja, der Krieg.“

„Oh! Ausgerissen wie Schaffleder! Alles, alles! Drei Tage, und kein Desterreicher und kein Russe war mehr zu sehen. Na, und unsere Landsleute machen sich auch auf die Soden, weil sie Angst um ihre paar Kröten haben!“ Vönheim trinkt. „Unsereriner sitzt da mit 'n heißen Kopp und 'n kalten Keller voll Vorrat.“

Kieselberg nickt. Und sagt nach einer Weile: „Es jing woll nich anders.“

„So?“

„Es muß ja mal zum Klappen kommen!“

„So?“

„Ja. Allerhöchste Zeit, daß mal dächtig, aber janz dächtig aufgeräumt wird!“

„So?“

Kieselberg nickt und trinkt heftig und gefät in Eifer. „Wir schmeißen die halbe Armee an die russische, die halbe an die französische Grenze! Unsere Panzer sperren den Kanal und blockieren England und —“

Er hält jäh inne.

Vönheim hat sich über den Tisch geneigt, schiebt die Faust vor sich her, stiert dem Schneider wütend in die Augen und schreit:

— und Du Affe bezahlst meine Schulden, was?“

„Aber —“ Kieselberg sucht nach Worten.

„Quatsch! die ganze Geschichte!“ Vönheim schlägt mit der Faust auf und schreit: „Hätt' man sich nu nich mal gesund machen können? Nee, muß wieder so was dazwischen kommen!“ Er fährt mit beiden Händen ins Haar und schüttelt andauernd den Kopf.

„Aber,“ sagt Kieselberg nach einer Weile schüchtern. „Du warst doch sonst so fürs Draußlosgehen!“

„Ich? Wann denn?“

„Na, im Winter zum Beispiel. „Wenn ich das noch erleben könnt!“ haste gesagt. Nich eenmal, nee, zehnmal!“

„Im Winter!“ Vönheim erhebt sich und lächelt höhnisch auf den Schneider hinunter. „Im Winter! Sind wir denn jetzt im Winter oder ist jetzt Hochsaison, du Quatschlopp!“

Nisch.

Während die österreichischen Monitore und Strandbatterien am Donauufer ihre Granaten nach Belgrad hinüberschiden — in eine offene Stadt, denn die Festungswerke aus Türkenlagen sind mehr ein Jieratt als ein Schutz! — richten sich die Augen des serbischen Volkes nach Nisch. In Nisch haben sich Behörden und Kassen eingefunden, in Nisch hat die Regierung Paschitsch's mit dem unbedeutenen Anhängsel des Hofes ihr Quartier aufgeschlagen, in Nisch trat oder tritt auch in verzweifelter erster Stunde die Narodna Slupschina, die serbische Volksvertretung zusammen.

Nisch! Wer hoffnungsvoll mit dem Wiener Konventionalzug der alten Kaiserstadt Wyzanz entgegenfährt, stürzt sich am Morgen des zweiten Reisetages in grauer Frühe aus dem Abteil und sieht fröstelnd einen primitiven langgestreckten Bahnhof vor sich, der gerade recht ist zur Einnahme eines schwarzen Kaffees mit bescheidener Zutat. Der Anblick eines Hausens zusammengewürfelter schmutzgelber Häuser, noch schmutziger erscheinend im vertischten Grau des beginnenden Tages, entsetzt den Reisenden flüchtig, da er weiterfährt, und er hat, wenn der Zug sich bald in zackige Gebirgsromantik einbohrt, längst vergessen, daß das Eindruckslose morgens um halber sechs Nisch war.

Die Sache wird auch nicht wesentlich reizvoller, wenn man sich einen Rud gibt und am Bahnhof einen verwegenen Ziafer chartert, um, in freche Staubwolken gehüllt, seldgrau gefärbt von Staub, mit Staub in den Augen, mit Staub auf der Zunge — die biblische Prophezeiung fällt einem ein: und sollst zu Staub werden! — der Stadt zuzustreben. Diese Stadt ist lang und schmal wie ein Handtuch und gleicht auch sonst jenen Handtüchern für Unterbeamte auf Berliner Postämtern, aber die Freund Zubeil im Reichstage so beredete Klage zu führen pflegt: was nämlich die Sauberkeit angeht. Aber damit muß man sich auf der Schwelle des Orients abfinden. Wer sich wundert, daß man vom Tischstuch eines Café Makedonia benannten Lokals die Speisefarte der ganzen letzten Woche ablesen kann, gehört ins Café Dauer und nicht ins Café Makedonia, und wer beim Löffeln seiner dicken Milch noch in tiefster Seele erschrickt, sobald er einen gigantischen Brummer, einbalsamiert in der Milch, mit hörbarem Smal durchbeißt, er darf sich eben aus dem Bereich von Kempinski nicht allzu weit entfernen.

So gehört auch der Schmutz als notwendige Patina zu den Städten, in denen Morgenland und Abendland im Widerstreit liegen. Aber etwas anderes prägt Nisch den Sinnen ein: es ist die melancholischste Stadt der Welt, ein Inbegriff von Melancholie, die

Stein und Straße gewordene Melancholie in Person. Wenn man mit den Kleppern vor dem Bahnhofskafier über ein abenteuerliches Pflaster gekleubert wird und neben langgestreckten, halb verfallenen Scheunen, die Wohnhäuser sind, ein moderns Studegebäude entdeckt, drei Stock hoch, und wenn man an präzigen Gasandelabern vorüberläuft, die sich auf einem großen, verwahrlosten Marktplatz hochrecken, würgt einem ob dieses unvermittelten Nebeneinanders etwas an der Kehle, und man kommt in die Versuchung, Selbstmordkandidaten Nisch als Startplatz zu empfehlen: hier muß der Abschied vom Leben leicht fallen. Freilich nimmt es sich etwas freundlicher aus, wenn das Morgensonnenlicht breit über die Straßen hinflutet und wenn am Markttag das ganze Rest von kleinen quiekenden Schweinen wimmelt, aber Serbiens zweitgrößte Stadt bleibt trotz ihrer 20 000 Einwohner, auch durch die Brille des Optimisten gesehen, ein vertracktes Provinznest, von allem Leben abgesperrt, einsam, tot und ein Herd der Melancholie.

Als ich mich zum letztenmal dort umtat, hatte die Fahrt von Belgrad dreizehn Stunden gedauert statt sechs oder sieben, der Bahnhof strotzte von feldgrauen Uniformen, und eine schwarze Tafel, neben dem Stationsnamen aufgehängt, verkündete:

14. Oktober
15. Mobilmachungstag
12. Transporttag

Vor der Stadt dehnte sich ein buntes Truppenlager mit Witalkfeuern und Spanferkeln am Spieß, in den Kneipen saßen Offiziere und zehnten in den Lagen verhäuteten Weines vor sich auf dem Tisch Schlachtenpläne, und ein eisgrauer General, der in einem Krieg gegen die Türken und in einem anderen gegen die Bulgaren Weistagen wie Hornissen in der Luft hatte herumfliegen hören, bahnte mit einem Streichholz durch ein Häufchen Zigarettenasche einen Weg stracks nach Nestlé. Die Nacht aber erfüllte ein wilder, dunkler Lärm, Scharren von Hufen, Mäckerknarren, leises Rufen; endlos und ohne Aufhören schoben sich Kilometerlange Kolonnen von Büffelwagen durch die Stadt, die Probiant- und Munitionszufuhr einer ganzen großen Armee, die weiter südlich gegen die Türken aufmarschierte. Tausende von Keimen, rohen Büffelkarren, bis obenhin bepackt mit Konserven- oder Patronenlisten, mit Reis, Bohnen- und Mehlsäcken, eine ganze wandernde Ewigkeit von Büffelkarren. Ein paar Tage später warf die Kunde von Kumanowo Fieber in die Melancholie der toten Stadt.

Nisch ist die alte Krönungsstadt des serbischen Jaren und auch in der Geschichte des serbischen Unabhängigkeitskrieges gegen den Großherrn hat es sich einen Namen gemacht. 1809 ging es hier böse zu. Die Stadt war in den Händen der Türken, und die Serben beschloßen die Stadt zu nehmen und den Halbmond vom Minaret der Moschee herunterzuholen. Aber die Türken standen damals noch früher auf, rückten mit einem gewaltigen Heere zum Entsatz heran, und bei dem großen Würgen unterlagen die Serben. Der Wojwode von Nessawa, Stefan Sindschelič, verteidigte sich in der Schanze von Kamerniža wie ein Verzweifelter. Endlich, als das Allah il Allah! der Osmanen immer siegreicher den Nordlärm überlörnte, nahm er sein Pistol, hielt es in seine Pulverbörste und drückte ab. . . . Den Toten schnitten die Türken zum Ueberfluß die Köpfe ab, für deren jeden der Pascha einen Marktpreis von zwanzig Pfaster zahlte, und mauerten ihrer 952 mit Kalk und Steinen zu einem Turm zusammen — Kele-Kula, der Schädelturn, heißt er noch heute: eine kurze Strecke vor der Stadt erhebt er sich, mit einer Art Kapelle umgeben, so ziemlich die einzige, dafür desto schauerlichere Sehenswürdigkeit von Nisch.

Nauhe Zeiten und unsaine Sitten, als man sich zum schlimmen Schluß in die Luft sprengte und ein abgehacktner Menschenhädel vier Mark kostete; aber erscheint uns die blutige Mär vom Wojwoden von Nessawa nicht wie eine harmlos herzige Idylle, heute, da in Europa Hunderttausende zu Lande, zu Wasser und in der Luft Opfer der raffiniertesten Mittel einer hochentwickelten Technik werden ollen?

Die Opfer des Krieges einst und jetzt.

Der Dresdener Chirurg Hermann Küttner, der eine Reihe von Kriegen mitgemacht hat, hat vor einiger Zeit in der „Deutschen Revue“ einen umfangreichen Aufsatz veröffentlicht, der die Annahme widerlegt, als wären die Kriege gegen einst blutiger geworden. Die ungemein blutigen Balkankriege sind dabei allerdings nicht berücksichtigt. Was Küttner anführt, bezieht sich auf die übrigen Kriege der letzten einhalb Jahrhunderte. In den friederizianischen Feldzügen betrug die Verluste an Verwundeten und Toten durchschnittlich 26, in den napoleonischen Kriegen durchschnittlich 22 Proz. der kämpfenden Truppe. Weit geringer waren die Einbußen in den Feldzügen von 1866 und 1870. So verlor in der blutigsten Schlacht des österreichischen Krieges, bei Königgrätz, die geschlagene österreichische Armee nur 16 Prozent ihrer Kopfstärke, und 1870 betrug die Ver-

luste der Deutschen nur bei Spichern und Bionville, die der Franzosen nur im Verzweiflungskampfe um Sedan mehr als 15 Proz. Im Burenkriege haben die Engländer im Durchschnitt 12 Proz., die Buren weit weniger verloren. Sogar in dem so blutigen russisch-japanischen Kriege überstiegen die durchschnittlichen Verluste, selbst bei Liaujang, nicht 10 bis 12 Proz. nur in der zwölftägigen Schlacht am Schaho und bei Mukden haben sie auf Seiten der geschlagenen Russen zirka 20 Proz. erreicht. In den Entscheidungskämpfen bei Magenta und Solferino im französisch-österreichischen Kriege betrug die Verluste rund 10 Proz. Die Tatsache, daß die Verlustziffern trotz der Verbollkommnung der Waffen im allgemeinen geringer werden, ergibt sich merkwürdigerweise auch, wenn man die absoluten Zahlen der Verwundeten und Toten rechnet, sie wird am auffallendsten, wenn man diese Zahlen im Verhältnis zu der Einwohnerzahl der kriegsführenden Länder betrachtet. Man bedenke, daß Preußen zur Zeit Friedrichs des Zweiten nur 2 1/2 Millionen, Deutschland zur Zeit des deutsch-französischen Krieges 46 Millionen Einwohner hatte, Troßdem verloren die Preußen z. B. bei Prag am 6. Mai 1757 12 000 Mann, die Deutschen in der blutigen Schlacht bei Bionville 16 000 Mann, bei Sedan sogar nur rund 8000 Mann. Unter Berücksichtigung der Einwohnerzahl des Landes verlieren auch die großen Verluste des russisch-japanischen Krieges an Schreden, denn auch Japan besitzt eine große Einwohnerzahl, welche die Deutschlands vielleicht noch übertrifft. Unter den verschiedenen Arten der Wunden sind von größter praktischer Bedeutung die Verwundungen durch Infanteriegeschosse, weil die Infanterie stets die Hauptmasse der fechtenden Truppen bildet. So war es in den Kriegen 1866 und 1870. Die außerordentliche Entwicklung der Artillerie hat hieran nun merkwürdigerweise nichts geändert, oder eigentlich nicht merkwürdigerweise, denn man hat eben gelernt, sich den gewaltigen Vernichtungsmitteln, wie sie die modernen Geschütze sind, zu entziehen. Professor Küttner hat das aus eigener Anschauung im Februar 1900 bei der Uebergabe der Cronjeschen Armee am Paarberge gesehen. „Die Engländer warfen aus Hunderten von Geschützen, darunter zahlreichen schweren Schiffskanonen, Tag und Nacht ganze Tonnen von Eisen auf die Buren; es war im Lager Cronjes kaum ein Quadratmeter zu finden, auf dem nicht mehrere krepierete Artilleriegeschosse lagen. Und das Resultat? Etwa ein Verwundeter oder Toter auf jedes englische Geschütz, trotzdem während der zehntägigen Beschießung immer ein Geschütz auf 34 Buren gekommen war. In kürzester Zeit hatten sich diese unter dem furchtbaren Eindruck der gewaltigen Beschießung derart in die Erde eingegraben, förmliche unterirdische Städte angelegt, daß ihnen weder Schrapnell noch Granaten noch Lydditbomben etwas anzuhaben vermochten. Es gilt eben auch heute noch der Satz, daß auf jeden Toten und Verwundeten erheblich mehr Metall kommt, als er selbst wiegt.“ Wesentlich anders sind die Verhältnisse bei Bürgerkriegen. Bürgerkriege sind die blutigsten und mörderischsten Kriege, die es überhaupt gibt, und das einzige Beispiel eines großen Bürgerkrieges aus moderner Zeit zeigt fürchterliche Verlustzahlen: 33 bis 40 Prozent betrug die Verluste der Konföderierten im amerikanischen Bürgerkrieg, die Gesamtverluste des Krieges betrug eine halbe Million Tote und zwei Millionen Verwundete, und allein in dem blutigen Kampfe bei Gettysburg am 2. und 3. Juli 1863 verloren die Unionisten 34 000 und die Konföderierten 55 000 Mann. Noch furchtbarer sind die Verhältnisse beim modernen Seekrieg. Hier ist allerdings, da der russisch-japanische Krieg das einzige Beispiel aus der Neuzeit ist, ein Vergleich mit den früheren Kriegen kaum durchführbar, da die Kampfweise sich zu sehr geändert hat. Heutzutage drängt sich bei Seegefechten eine unverhältnismäßig hohe Zahl schwerer Verwundungen auf den engsten Raum und die kürzeste Zeit zusammen. Gewerkschaftswunden kommen kaum vor, im Vordergrunde stehen die Zerletzungen durch die Fragmente, durch die Granaten und die zerplitterten Holz- und Metallteile des Schiffes. Vielfache Verwundungen sind überaus häufig. An typischen Verletzungen kommen hinzu die oft äußerst schweren Verbrennungen und Verbrühungen, die Läsionen durch den Luftdruck der feuernden Geschütze, die Betäubungen und Erschütterungen durch giftige Gase. Man bedenke, daß die Seeschlacht bei Lissa in zwei Stunden, die gewaltige Schlacht bei Tsushima nach der Angabe Logos gar in 87 Minuten entschieden wurde. Von den Zuständen an Bord des beschossenen Schiffes aber geben die Schilderungen des Kommandanten vom englischen Kreuzer „Talbot“ ein anschauliches Bild, der den „Varyag“ bestieg unmittelbar nach dem Todeskampfe des Schiffes vor Chemulpo: er fand das Deck wie von einem Eisenhagel übersätet, bedeckt mit zerrissenen Gliedern, zwischen denen verblutete Verwundete in ihrem Blute lagen. Und noch furchtbarer werden die Zustände, wenn das Schiff, wie bei Tsushima der „Kniaz Suwarow“, die „Oslabaha“ und der „Alexander“, frühzeitig in Brand gerät.

Kleines Feuilleton. Verkehrswesen.

Deutsche Feldpost. Herodot und Xenophon berichten bereits von Feldposteinrichtungen. Allerdings werden sich diese wohl nur darauf beschränkt haben, den amtlichen Schriftwechsel und die Briefe der Könige und Heerführer zu befördern. Aber daß auch schon die Mannschaften damals Gelegenheit hatten, mit den Angehörigen in der Heimat in Verbindung zu bleiben, wissen wir aus Justinus' „Philippischer Geschichte“, wo im zwölften Buch von den

Feldposten Alexanders des Großen um das Jahr 330 v. Chr. berichtet wird, daß eine Feldposteinrichtung bestanden habe, die auch vom gemeinen Mann recht fleißig benutzt wurde. Bei den Römern war die Feldpost schon ziemlich hervorragend ausgebildet, wie sich das bei der glänzenden Organisation des Verkehrswezens im römischen Weltreiche von selbst versteht. Auch im Mittelalter hat die Feldpost natürlich bestanden, wofür wir eine ganze Reihe von Belegen haben, und selbst auf so weiten Meerfahrten, wie sie die Römerzüge der deutschen Kaiser und die Kreuzzüge darstellten, war die Verbindung mit der Heimat nie oder doch nur selten ganz unterbrochen.

Als das Geburtsjahr der preussischen Feldpost läßt sich das Jahr 1716 ansprechen, wo im pommerischen Kriege das erste preussische Feldpostamt errichtet wurde. Auch in der schwersten Zeit des Siebenjährigen Krieges wurde die Feldpost aufrechterhalten. Und so wie damals ist sie in ihren Grundzügen bis auf den heutigen Tag geblieben. Bei den napoleonischen Kriegen fand sich natürlich auch eine Feldposteinrichtung, und in den Freiheitskriegen war ebenfalls dafür Sorge getragen, daß die Verbindung mit der Heimat auch für den gemeinen Mann erhalten blieb. So hatte 1813 jedes preussische Korps ein Feldpostamt und Feldexpeditionen für jede Brigade. Aber trotz ausgezeichneten Einrichtungen dauerte die Beförderung eines Briefes doch sehr lange, beispielsweise von Berlin nach Paris oder umgekehrt zwölf Tage.

Der mächtige Aufschwung, den das Verkehrswezen dann unter dem Einfluß der neuerschaffenen Eisenbahnen und Telegraphen nahm, hat natürlich auch in dem Feldpostwesen bedeutende Umwälzungen herbeigeführt und ausgezeichnete Leistungen möglich gemacht. Während des Krieges von 1866 wurden täglich etwa 50 000 Briefe nach und von der Armee durch die preussische Feldpost befördert. Auf Grund der hier gewonnenen Erfahrungen wurde im Jahre 1867 eine Dienstordnung für die Feldpostanstalten ausgearbeitet. Als dann 1870/71 kam, da war man auch in dieser Hinsicht gerüstet, und die Feldpost wurde der hier gestellten Aufgabe in hervorragender Weise gerecht. Bis auf die Schlachtfelder dehnte sich ihre Wirksamkeit aus, wo ihre fliegenden Bureaus Briefe einsammelten. Für die Verwundeten, deren Hand zu schwach war, wurden die Postkarten geschrieben. Allerdings, es bedurfte, besonders seitdem vom September 1870 an die Operationen der deutschen Heere sich über ein Gebiet von 170 000 Quadratkilometer erstreckten, gewaltiger Anstrengungen der Feldpost, um den Ansprüchen der Truppen wie der Heimat zu genügen. Starke Trupps von Pferden, Postkationen und zahlreichen Fahrzeugen wurden an bedrohte Punkte gesandt, und als das Große Hauptquartier Ferrieres erreicht hatte, ging Generalpostdirektor Stephan selbst bis in die unmittelbare Nähe von Paris und schuf eine schnelle Postverbindung. Auf allen Etappenstrassen der deutschen Heere in einer Ausdehnung von 5100 Kilometern wurden regelmäßige, meist tägliche Posttransporte in Gang gesetzt, und jeder Soldat empfing täglich seine Korrespondenz. Die Gesamtzahl der Postanstalten auf dem Kriegstheater betrug 411 mit 2140 Beamten und Unterbeamten, die insgesamt rund 96 Millionen Postsendungen, also Briefe, Postkarten, Zeitungen und Pakete einschließlich 2,5 Millionen Geldsendungen mit 180 Millionen Mark bearbeitet haben. Zum Aufsuchen des jeweiligen Aufenthalts der einzelnen Kompagnien gab man eine Art Postadreibuch heraus, ein 64 Druckseiten starkes Heft, das den einzelnen Postanstalten während des ganzen Feldzuges in 39 Auflagen übergeben wurde. Zur Beförderung der Sendungen dienten selbst Kohlenzüge, einzelne Lokomotiven und Dräsen, und so gelang es, fast täglich selbst die entlegensten Dörfer mit dem Heere in Feindesland in Verbindung zu halten. Anfanglich waren nur Briefe, und zwar solche bis zu einem halben Pfund Gewicht zur Beförderung zugelassen, und da man keine Pakete senden konnte, mußten die Briefe alle möglichen Dinge aufnehmen; da wurden Unterbeinleiber und Strümpfe, Zigarren, Wurst und Schinken und ähnliche Dinge in Briefen befördert! In der Heimat wurden sogenannte Sammelstellen eingerichtet. Diese Feldposteinrichtung, die jetzt in bedeutend vergrößertem Maßstabe wieder aufzusehen wird, konnte natürlich zuweilen nicht ungestört arbeiten: es hat sich ungezählte Male ereignet, daß einzelne Beamte oder ganze Postbeförderungen von Feindschärlern überfallen wurden, und dabei gerieten nicht nur Briefsendungen, sondern auch Geld in Verlust. Die Dörfer, in denen sich so etwas ereignete, wurden natürlich dafür haftbar gemacht. In welchem Maßstabe nach Beendigung der Mobilmachung die Feldpost ihren Dienst aufnehmen wird, läßt sich vorläufig natürlich nicht absehen. Die Feldpost von 1870 mit der von 1866 verglichen, leistete bei Briefsendungen das Siebenfache, bei Paketendungen das Sechsfache.

Statistisches.

109 Millionen in den Vereinigten Staaten. Nach der letzten Volkszählung in den Vereinigten Staaten, die vor vier Jahren stattfand, wurde die Einwohnerzahl auf rund 92 Millionen festgestellt. Mit allen Augenbefestigungen betrug sie freilich schon damals nahezu 102 Millionen. Seitdem ist, wie eine Schätzung für den 1. Juli 1914 ergeben hat, eine weitere Steigerung von rund 7 Millionen Menschen eingetreten. Genau wird die Einwohnerzahl der Vereinigten Staaten in ihrem gesamten Staatsgebiete auf 109 021 902 angegeben. Die Zunahme ist danach in demselben Grade geschehen, wie in dem ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts. Von der Wirkung eines Geburtenrückganges ist

also drüben noch nichts zu verspüren. Der vollreichste Staat ist selbstverständlich New York mit rund 9 900 000 Einwohnern, wovon mehr als die Hälfte auf die Hauptstadt entfällt. An zweiter Stelle folgt der Staat Pennsylvania mit 8 1/2 Millionen, dann Illinois mit nahezu 6 Millionen, von denen Chicago nicht ganz die Hälfte einschließt, weiterhin Ohio mit etwas über 5 Millionen, Texas mit 4 1/4 Millionen, Massachusetts mit 3,6 und Missouri mit 3,4 Millionen, 14 andere Staaten zählen zwischen 2 und 3 Millionen, 10 zwischen 1 und 2 Millionen Einwohner; die übrigen 18 Staaten bleiben unter einer Million. Am weitesten zurück steht der Staat Nevada, der größtenteils von Gebirgen und Wästen eingenommen wird und bei einer Ausdehnung, die etwa der Hälfte des Deutschen Reiches entspricht, noch nicht einmal die Bevölkerung einer Großstadt besitzt, nämlich nur 98 726 Einwohner. Unter den amerikanischen Großstädten steht New York nach wie vor weit voran. Die Schätzung seiner Einwohnerzahl lautet jetzt auf 5 333 537. Die nächste Millionenstadt, Chicago, erreicht noch nicht einmal die Hälfte dieser Ziffer, genau 2 393 325. Außerdem ist nur noch eine Millionenstadt vorhanden, Philadelphia, das nummehr 1 657 810 Einwohner besitzt. Sechs weitere Städte haben zwischen einer halben und einer ganzen Million Einwohner, das sind St. Louis und Boston, die beide mit einer dreieiertel Million fast gleich groß sind; ferner haben Cleveland 639 431, Baltimore 579 500, Pittsburg 564 578 und Detroit 537 650. Die westliche Hälfte der Vereinigten Staaten besitzt also noch keine einzige Großstadt mit mehr als einer halben Million Einwohner. Diese Ziffer wird jetzt von San Francisco und Los Angeles in Kalifornien freilich nahezu erreicht.

Kulturgeschichtliches.

Kopfmumien. In der Mumifizierung ganzer Körper von Menschen und Tieren hatten die alten Ägypter eine Vollkommenheit erreicht, wie sie bei keinem anderen Volk und zu keiner anderen Zeit zu finden ist. Dennoch sind zahlreiche Beispiele dafür bekannt, daß das Streben nach einer Erhaltung der Körper Verstorbener oder wenigstens einiger Körperteile weit verbreitet gewesen ist. Wenn man auf die Konservierung des ganzen Körpers verzichtete, wurde zu diesem Zweck naturgemäß der Kopf gewählt. Kopfmumien wurden zum erstenmal vor etwa 50 Jahren in Südamerika entdeckt und zwar in der Nähe der Quelle des großen Amazonenstroms, beim Volk der Tibaro, das in mehreren Stämmen die Täler auf der Ostseite des Andengebirges bewohnt. Solche Stüde gehören zu den seltensten Kostbarkeiten und es ist erst jetzt wieder dem Anthropologen Wardle gelungen, zwei Kopfmumien zu untersuchen und in den Verhandlungen der Akademie in Philadelphia zu beschreiben. Die eine befand sich früher in einem Hamburger Museum und gelangte von dort in den Besitz der genannten Akademie. Die zweite wurde von einem Privatsammler in Philadelphia vor einigen Jahren erstanden. Man wußte aber nicht woher sie kam und nahm ihre Herkunft aus der Sibirien an. Bei dem südamerikanischen Volk wurden diese Kopfmumien Tansa genannt. Wie sie behandelt worden sind und welches Alter sie haben, ist bisher überhaupt noch nicht aufgeklärt worden. Die Köpfe sind auffällig klein, aber mit einem sehr ansehnlichen Haarschmuck geziert, der nach hinten in einer langen Strähne herabhängt und durch zwei Röhre auf der Vorderseite vervollständigt wird. Durch die Unterlippe der einen Mumie ist ein Ring gezogen, von dem Bänder herabhängen.

Sozialhygiene.

Gewerbehygiene und Nachbarschaft. Bei den Schädigungen der Nachbarn durch gewerbliche Anlagen handelt es sich um Schäden, die durch gesundheitschädliche Stoffe in fester, flüssiger oder gasförmiger Gestalt hervorgebracht werden, ferner um solche Belästigungen und Schädigungen, die durch Geräusche und heftige Erschütterungen bedingt werden. Außer den Verunreinigungen des Bodens und der Wasserfläche sind es besonders die Verunreinigungen und Schädigungen durch die Staub- und gasförmigen Abgänge gewerblicher Anlagen, die durch Rauch und Auf gewerblicher Anlagen und der Feuerungen verursachten Luftverunreinigungen können zu Gesundheitschädigungen Anlaß geben, indem der Staub auf den Schleimhäuten sich ablagert und durch seinen Gehalt an toxischen Substanzen und Säuren einen Reiz ausübt, der schließlich zu Schädigungen der Schleimhäute der Atmungsorgane führt. Auch verhält der Rauch die Sonne und entzieht dadurch das Sonnenlicht, das eines der wichtigsten Faktoren des Wohlbefindens und der Gesundheit ist. Nach Professor Roths Ausführungen im „Zentralblatt für Gewerbehygiene“ muß daher eine stärkere Belastung der Luft mit Rauchgasen als eine Verunreinigung angesehen werden, die die menschliche Gesundheit zu beeinträchtigen geeignet ist. In Deutschland ist die Befämpfung der Rauch- und Staubplage den Einzelstaaten überlassen, von denen zuerst Sachsen Maßnahmen dagegen ergriffen hat. Auch in Preußen wurden neuerdings Verfügungen gegen die übermäßige Rauchentwicklung erlassen. Hier wird besonders auf die Hausfeuerungen und deren unvollkommene Einrichtung hingewiesen. Erstes Erfordernis zur Minderung der Rauchplage ist die Anstellung geschulter Feiger und die Einschränkung der Kesselleistungen auf normale Beanspruchungen. Letzteres ist besonders wichtig, weil häufig Anlagen und Anlagen aller Art zunehmend erweitert werden, während die Heizfläche dieselbe bleibt.